

Wilfried Stroh

Jacobus Balde SJ (1604-1668): Das dichterische Lebenswerk von Neuburgs größtem Bürger

Benefizvortrag für die Provinzialbibliothek Neuburg a.d. Donau
25. 3. 2011

Liebe Neuburger, liebe Mitbürger Jacobus Baldes!

Jacobus Balde S.J. war in seinem Jahrhundert der bekannteste Dichter Deutschlands überhaupt. Was heute seiner Popularität im Wege steht, die virtuose Beherrschung der lateinischen Sprache, war damals der Hauptgrund seines Ruhms. Aber er hat auch jetzt noch etwas zu sagen, war er doch, wie Johann Gottfried Herder formuliert hat, „ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten“.

Sein eng umschlossener Lebenskreis ist – wenn man von seiner Jugend im Elsass absieht – zentriert um drei bayerische Städte: Ingolstadt, München, Neuburg a. d. Donau. In Ingolstadt, dem geistigen Mittelpunkt des katholischen Bayern, studiert er Philosophie und Jura, bis 1624 eine schöne Maiennacht, so wird überliefert, sein Leben verändert. Als er seiner damals Angebeteten, einer Bäckerstochter, heißt es, erfolglos eine Serenade darbrachte und als da im Moment der tiefsten Frustration fromme Hymnen vom nahen Kloster herüberklangen, zerschmetterte er seine Laute – und schon bald darauf war er Novize bei den Jesuiten.

Es folgen nach Weisung des Ordens auf das Noviziat zwei auswärtige Gymnasialpraktika, wo Balde sich zuerst auch als Dichter bewähren kann – mit Werken, die, man glaubt es kaum, bis heute noch nicht veröffentlicht sind. In München erarbeitet er 1627 mit seinen Schülern einen Zyklus von Emblemen, also erbaulichen Bildgedichten, die den Gegensatz von weltlicher und himmlischer Liebe behandeln, jene durch den frechen Liebesgott Cupido, diese durch Christus selbst verkörpert. Das mit großem Witz und Einfallsreichtum behandelte Thema, wohl aus dem eigenen Leben inspiriert, ließ ihn bis ins Alter nicht los: Noch die Neuburger *Urania victrix*, variiert den Kampf zwischen Weltverfallenheit und Entsagung. Noch mehr bezeugt Baldes dichterische Brillanz das *Regnum poetarum* ein ebenfalls von den Münchner Eleven aufgeführtes Spektakel, in dem zwölf verschiedene altlateinische Dichter Themen aus dem damals zehn Jahre alten Dreißigjährigen Krieg behandeln, jeder in seinem Stil und Versmaß. Welcher Latinist könnte ihm heute das nachmachen? Die Jesuiten wurden rasch auf ihr Nachwuchstalent aufmerksam, und bald war ein erstes, pompöses Preisgedicht auf einen Mäzen des Ordens von ihm gedruckt (anonym, d.h. im Namen der Münchner Jesuiten). Weniger anspruchsvoll, aber umso lustiger geriet eine Komödie, die er 1630 in Innsbruck zur Taufe von des Erzherzogs Töchterlein schrieb: *Iocus serius*, d.h. „Der Spaß wird ernst“, wie ein Lebensmotto für den Dichter, der auch beim seriösesten Thema nie den Humor verliert: Hier wurde eine Serie z. T. umwerfend komischer Szenen aus aller Welt gekrönt von einem ergreifenden Märtyrerdrama.

Zurück nach Ingolstadt. Nach dem obligaten Theologiestudium wird Balde hier 1635 Rhetorikprofessor, d.h. wieder Gymnasiallehrer und zugleich Mitglied des akademischen Lehrkörpers. Ein riesiges Werk auf den katholischen General Tilly, *Magni Tilly Parentalia*, formal zwischen Erlebnisbericht, Grabgedicht und Tragödie schwankend, gerät ihm trotz großer Schönheiten, so monströs, dass er die Veröffentlichung nicht wagt. Dann aber

erscheinen auch im Druck die ersten Meisterwerke. Die Münchner Jesuiten übertragen ihm die heikle Aufgabe, die Hochzeit des i. J. 1635 schon 62-jährigen, just verwitweten Kurfürsten Maximilian, mit seiner Nichte, einer 25-jährigen Habsburgerin, zu besingen: Balde löst sie bravourös mit einem Epyllion im Stil Claudians, das den Ernst des Bündnisses von Habsburg und Wittelsbach aufs glücklichste mit dem durch die römisch-antike Tradition gebotenen Hochzeitsjux vereint. Ein in römischen Vatikan geborener, im Münchner Hofgarten ansässiger, höchst sittsamer Hochzeitsgott Hymen traut das Paar in Wien, dann aber gibt es (und so war es wohl auch) böse Pannen bei der Vorbereitung zur Willkommensfeier in München ... Baldes dezent geäußelter Kinderwunsch hatte trotzdem Erfolg: Ein Jahr später lag der ersehnte Erbprinz in der Wiege. Ambitionierter als dieses Gelegenheitsgedicht war ein anderes Werk der heiteren Muse, der „Froschmäusekrieg“, *Batrachomyomachia* (1637). Seit Homer, genauer: seit Pseudo-Homer, ließen Schulmeister gerne Mäuse gegen Frösche kämpfen, um die Kinder zu belustigen und so spielerisch in die epische Sprachwelt einzuführen. Balde übertrifft alle bisherigen Variationen des Themas, indem er das Werk zum grülichen Typus des großen zeitgenössischen Kriegs ausbaut und dabei die Frösche an den Rand des Genozids treibt: Bis zu Goethes *Reineke Fuchs* hat Deutschland kein schöneres komisches Epos erhalten.

Von deutscher Dichtung hielt der Lateiner Balde nie viel. Und doch verdankt er wohl ihr seinen ersten durchschlagenden Erfolg. Das Gedicht *De vanitate mundi* – „Von der Eitelkeit der Welt“ (zuerst 1636) behandelte zweisprachig ein Modethema des Jahrhunderts in der Weise, dass, wie in einer modernen bilinguen Ausgabe links der lateinische Text, rechts die deutsche Übersetzung stand: Tusculum und Reclam sollten Balde als ihren Schutzpatron verehren! Vor allem die kessen deutschen Reime, die sich auf die Melodie von *Der grimmig Tod mit seinem Pfeil* singen ließen, scheinen eingeschlagen zu haben – wobei Balde auch die großen römischen Schulklassiker von seinem Spott über die allgemeine Nichtigkeit nicht ausnahm:

Gestorben ist *Virgilius*,
und billich zubewainen.
Auffgmetzget ist *Horatius*,
Halb leinen und halb schweinen.
Nasonjs Zierd / hat vil verführt:
Ist aber selbst eingesessen;
Tibulli Schatz, *Catulli* Spatz
Kann auch kein Käß mehr essen.

Worüber jeder lachen muss, auch wenn er nicht weiß, dass der jetzt in Schwein oder Leinen gebundene Horaz sich selbst als Ferkel aus der Herde Epikurs bezeichnet hat, dass Naso, d.h. Ovid, wegen seiner verführerischen Erotik ins Exil musste und dass Catull den Tod des Vögelchens seiner Liebsten, wenn auch ohne Erwähnung des Käses, besungen hat. Niemand verstand es wie Balde, Bildung und Spaß zu vereinen, und das bei einer so ernsten Sache, wie der *vanitas*, der wir ja alle rettungslos anheim gegeben sind – es sei denn, wir lassen uns jetzt schon, wie Balde rät, mit den Flügeln der Seele ins himmlische Jerusalem tragen ...

Der erfolgreiche Professor sollte nicht mehr lange in Ingolstadt bleiben. Zu Größerem rief ihn 1637 die Residenzstadt München. Herzog Albrecht, Bruder des Kurfürsten, wollte ihn zunächst als Lehrer seiner Söhne am Jesuitengymnasium haben, dann bestellte ihn Maximilian selbst zu seinem Hofprediger. Aber Balde war auch auf eigene Faust tätig. Noch in Ingolstadt hatte er, vorläufig nur in Latein, ein Gedicht zum Preis der Schlankheit verfasst, den *Agathysus* (in dessen bloßem Namen schon die „Dürre“ ihres Verfassers anklingt). Gegen die Präferenz des Rubenszeitalters, in dem alles Feiste für schön galt, feierte er hier die Magerkeit als Weg nicht allein zu gesundheitlichem Wohlbefinden, sondern sogar zur ewigen

Seligkeit. Dieses in München 1638 publizierte Gedicht fand dort bei Dick und Dünn solchen Anklang, dass Balde nach Vorbild der marianischen Kongregationen eine heiterernste *Congregatio Macilentorum* gründete, in der, erstmals in Europa, kollektive Abmagerungskuren stattfanden. Auch hier war er seiner Zeit voraus: Erst fast zweihundert Jahre später sollte ein heute berühmterer Dichter, der Romantiker Lord Byron, die Magerkeit wieder in Mode bringen – dieser freilich ohne das ernste asketische Ideal, das bei Balde ja immer im Hintergrund stand.

Dann war fünf Jahre lang vom Dichter Balde nichts mehr zu hören. War er mit seinen lateinischen Musen am Ende? Mitnichten. 1643 erschien von ihm ein Werk der Lyrik, gewaltiger als alles, was man je gesehen hatte: *Lyrica, Epodi, Sylvae* – zwölf Bücher in zwei stattlichen Bänden, nach dem Vorbild des Horaz, aber dem Umfang und der Thematik nach diesen noch weit übertreffend. Alles, was das Zeitalter bewegte, wurde hier im klassischen Versmaß, gelegentlich einmal auch in freirhythmischen Versen, gestaltet: Von der hohen Politik bis zu häuslichen Sorgen, von den Mysterien der Religion bis zur harmlosen Neckerei reichte das Spektrum des Dichters, dem nichts zu gewaltig, nichts zu gering war. Als größte Ode ragt heraus ein Gedicht auf den Kurfürsten, in dem dessen bewegtes Leben als Dokument der göttlichen Vorsehung gedeutet wird. Aber gleichwie die Perlen am Rosenkranz durchziehen die Sammlung die Gedichte auf Maria, die Balde wie Maximilian verehrte: Sein Gedicht auf die Einweihung der Mariensäule ist ein Höhepunkt religiöser Lyrik und die auf deren Sockel heute noch zu lesende große Inschrift ein bleibendes Geschenk Baldes an München. Seinem Werk aber gratulierte man nicht nur zu Hause: Europa war begeistert, selbst aus den protestantischen Niederlanden kam die Anerkennung für ein Werk, um dessentwillen er auch auf seinem Neuburger Porträt *Germaniae Horatius*, „deutscher Horaz“, heißt.

Freilich lenkte ihn der holde „lyrische Wahnsinn“, von dem er selbst spricht, von dem ab, was damals eigentlich seine Aufgabe hätte sein sollen: Der Kurfürst hatte ihn schon 1640 engagiert, um im Amt eines Hofhistoriographen ein Werk über die bayerische Geschichte zu verfassen; und Balde hatte sich selbst mit beachtlicher Kühnheit den zeitgenössischen, noch lange nicht beendeten Krieg zum Thema gewählt. Das Werk rückte nicht recht voran, auch weil die Wünsche des Kurfürsten und die des Jesuitenordens mit Baldes Vorstellungen von historischer Wahrheit nicht immer in Einklang waren: Maximilians vorsichtige, von diplomatischen Rücksichten bestimmten Korrekturen an einem vorgelegten Probestück erbosten den reizbaren Dichter geradezu. Als dann endlich, 1648, der ersehnte Friede da war, steckte Balde zum Entsetzen des Kurfürsten noch immer in den Anfängen des Böhmisches Kriegs. Und so entließ er ihn – ohne große Zeichen seines Ärgers, wie es scheint. Immerhin hatte der Dichter ja zur Unterstützung von Maximilians Friedenspolitik, die den Konflikt mit dem Kaiser nicht scheute, 1647 ein „Bauerndrama“, *Drama georgicum*, verfasst: In einer altlateinischen, von Balde nach den Möglichkeiten der damaligen Linguistik rekonstruierten, höchst urigen Sprache priesen darin schwäbisch-bairische Bauern den (kurzlebigen) Ulmer Waffenstillstand zwischen Bayern und Frankreich. Und noch zuvor, 1646, hatte Balde zwei weitere lyrische Bücher *Sylvae* veröffentlicht, in denen er, mittlerweile persönlicher Freund des französischen Chefdiplomaten Claude de Mesme, die in Münster versammelten *pacificatores* (Friedensstifter) des christlichen Europa mit leidenschaftlichen Versen auf die gemeinsame Sache des Friedens einschwor, letztlich ja sogar mit Erfolg. Hätte es damals schon einen Friedensnobelpreis gegeben – welcher Publizist der Welt hätte vor Balde ihn verdient? Er war auch hier einzig in seiner Zeit.

Nun folgen äußerlich bescheidenere Jahre. Als Stadtpfarrer in Landshut, dann in Amberg arrondiert er gewissermaßen sein schon jetzt imposantes dichterisches Lebenswerk, indem er

sich zwei neue Gattungen erschließt: die Satire und die Tragödie. Mit dem Titel *Medicinae gloria*, „Ruhm der Medizin“, veröffentlicht 1651, schien der brustschwache, immer kränkelnde Balde, der nach eigenem Bekunden so viel der ärztlichen Kunst verdankte, ein Preislied auf die Jünger des Äsculap anzukünden. In Wahrheit wurde es aber ein Hohngesang auf alle die Quacksalber und mit hohlen Versprechungen trügerischen Kurpfuscher, die er als neuer satirischer Juvenal bloßstellte. Dürfte er doch nur auch, so klagt er einmal, die kräftigen four-letter-words gebrauchen, die den Alten zu Gebote standen! Christliche Prüderie verbiete es. Gerne überlesen wir eine (heute nun nicht mehr zeitgemäße) Attacke auf blaustrümpfige Medizinerinnen und besuchen umso lieber einen Anatomiesaal des großen Vesalius, wo uns der menschliche Körper über die Vorsehung Gottes belehrt und an die Unsterblichkeit unserer Seele erinnert.

In schrecklichere Bezirke der jüdisch-christlichen Religion führt uns dann aber Baldes gewaltige Tragödie *Jephtias*, die (1654 edierte) völlige Neubearbeitung eines schon 1637 in Ingolstadt aufgeführten dramatischen Versuchs. Sie lehrt am Beispiel des großen alttestamentlichen Feldherrn Jephthe – noch einmal klingt Baldes Verehrung für Tilly an –, wie weit der Gehorsam gegen Gott, die oberste der Jesuitentugenden, reichen kann. Einem unvorsichtigen Gelöbniß folgend muss der siegreiche Jephthe seine eigene Tochter auf dem Altar opfern, wohl wissend, dass man ihn dafür in allen Theatern einmal schelten wird (Baldes Tragödie war ja zwar die größte, aber nicht die erste über diesen Stoff, den später noch Händel behandelte). Der Dichter mildert die Schrecklichkeit der biblischen Erzählung, indem er den Opfertod der Jephthetochter als Typus, d.h. symbolhafte Vorwegnahme, des Kreuzestods Christi deutet. Aber nicht auf diese aus der zeitgenössischen Theologie übernommene Interpretation war Balde stolz, sondern darauf dass es ihm gelungen war, ein Stück zu schreiben, das bei großer tragischer Wirkung – allein die Begegnung von Jephthe und seiner Tochter ist ein Meisterstück spannendster Dramatik – doch auf alle die äußerlichen Bühneneffekte verzichtet, mit denen das Jesuitentheater sonst sein Publikum zu fesseln versuchte: Balde hielt sich streng an die Regeln der horazischen *Ars poetica*, das Vorbild der Griechen und des Tragikers Seneca. Bei aller Originalität war er immer auch Klassizist.

Man hat ihm diese Selbstbeschränkung nicht gedankt. Sein Stück, das allerdings, ungekürzt, etwa zehn Stunden dauern müsste (was aber nicht völlig singulär war), hat bis heute keine Bühne gefunden – obwohl für die Chorlieder sogar eine von Balde arrangierte Musik vorhanden wäre (eine Schulaufgabe für die Neuburger Kammeroper!). Umso mehr Anklang fanden dafür Baldes Satiren; und so entschloss sich der Dichter, der nicht immer nur seinem Genius, sondern auch der Publikumsresonanz folgte, diesem Gebiet künftig das Schwergewicht seiner Arbeitskraft zu widmen. Es schien ihm auch gerade die Satire dem Herbst des Lebens am meisten angemessen, dürfe doch hier die Muse, wie er sagt, „am üppigsten schmausen“. Hier stehen ihr ja, zumindest in parodistischer Brechung, die poetischen Mittel aller Gattungen zur Verfügung.

Und fast ungehemmte Möglichkeiten des dichterischen Schaffens bot ihm, dem bisher so vielfach eingeschränkten, von 1654 an endlich die Stadt Neuburg an der Donau, wo ihn, fern von der großen Politik, sein Orden zunehmend von Amtspflichten freistellte und wo zumal die von ihm nun so oft besungenen Donauwellen zur poetischen Meditation einluden. Die fälligen, dem Hof des Pfalzgrafen geschuldeten Gelegenheitsgedichte, ein Geburtstagspoem für dessen Tochter Eleonore und ein ebensolches für den Sohn Johann Wilhelm (dessen Reiterstandbild heute auf dem Düsseldorfer Markt steht), erledigte Balde mit Routine, Witz und unerschöpflichen Einfällen. Die große dichterische Leidenschaft gilt aber nun den Satiren, 1657 beginnend mit der *Satyra contra abusum tabaci* (Gegen den Tabakmissbrauch), die dank einer kongenialen Prosaübersetzung des Nürnbergers Sigmund von Birken (*Die*

truckene Trunkenheit) auch bei Nichtlateinern Furore machte und vielleicht sogar manchen das Rauchen verleidete (dem Balde, nebenbei, durchaus ergeben war). Ich habe darüber schon vor einem Jahr in Neuburg gesprochen. Mit einem „Preis des ungepflegten Aussehens“ (*Torvitis encomium*) setzt Balde die im *Agathysus* so erfolgreich eingeschlagene Linie einer heiteren Leibfeindlichkeit fort. Dann aber macht der alte Rhetor, der zu jedem Pro sein Contra weiß, um 180 Grad kehrt und verherrlicht in einem riesigen *Antagathysus* (1658) die Schmerzbäuche: Sie sind es, die Freigebigkeit und Humanität verkörpern, wogegen die Dünnen meist mickrig und knickrig sind. In zwei andern Satiren mischt Balde, wie schon in seiner Jugend gelegentlich, Poesie und Prosa. In der einen tröstet er die Gichtbrüchigen (*Solatum podagricorum*), in der anderen verlacht er die bei einer Sonnenfinsternis in Amberg aufgetretenen abergläubischen Ängste der astrophysikalisch Unwissenden (*De eclipsi solari*). In schierer Prosa aber legt er sein poetisches bzw. poetologisches Credo dar (*De studio poetico*, „Über das dichterische Schaffen“, 1658): Nicht auf das Befolgen ästhetischer Regeln kommt es vor allem an, sondern auf die Kreativität des Dichters, der, wie Gott aus dem Nichts, so aus seinem Hirn eine neue, nie da gewesene Welt zu schaffen hat. Man lese die Poetiken der Zeit, um den Abstand zu Balde zu ermessen. Das spürten auch die Zeitgenossen. Schon 1660 erschien, was völlig ungewöhnlich war, in Köln eine vierbändige Gesamtausgabe von Baldes bisher erschienenen Gedichten.

Dazu gehörte noch nicht Baldes letztes großes Neuburger Werk, über das ich mich, wieder im Hinblick auf meinen früheren Vortrag, ganz kurz fassen darf. Die *Urania victrix* (Siegreiche Urania), verfasst in den elegischen Distichen des Erotikers Ovid, gehört wohl zu den eigenartigsten Beispielen eines Briefromans, die es gibt. Die menschliche Seele, Urania genannt (weil sie für den Himmel, *uranos*, bestimmt ist), korrespondiert mit den fünf Sinnen, Gesicht, Gehör usw., die sich alle um das schöne Fräulein als um ihre erkorene Braut bewerben. Überflüssig zu sagen, dass die Fünf in insgesamt fünfzehn Doppelbriefen zu Gunsten des himmlischen Bräutigams ausnahmslos abgeschmettert werden, trotz all der irdischen, sinnlichen Herrlichkeiten, die sie als Hochzeitsgaben versprechen – von den Gemälden eines Dürers bis zu den Genüssen des Schnupftabaks (der ja nicht fehlen durfte). So erneuerte Balde in einem von der Kultur seiner Zeit gesättigten Gedicht den Gedanken des Weltverzichts, der vor allem erotischen Entsagung, der in frühen Jahren einmal sein Leben bestimmt und schon den jungen Dichter zu einer ersten Arbeit motiviert hatte. Damals wie jetzt konnte man von Balde lernen, wie sich ernste Askese als Weg zum Glück mit der fröhlichen Heiterkeit des Gotteskinds vereinen lässt. Auch in seinem Leben soll er sich diesen Frosinn bis zu seinem letzten, Maria anvertrauten Atemzug bewahrt haben.

Balde starb 1668, sein genaues Grab ist unbekannt. Im Jahr 1818, zum 150. Todestag, als ausgerechnet durch den protestantischen Pfarrer Herder neues Interesse an ihm erweckt war, hat ihm ein Freundeskreis in der Hofkirche eine Gedenktafel gestiftet. Nun, bald schon dreieinhalb Jahrhunderte nach seinem Tod, wäre es an der Zeit, dass die Stadt Neuburg ihrem größten Bürger das würdige Denkmal setzt.

Literatur:

Jacobus Balde, *Opera poetica omnia*, 8 Bde., München 1729 (ND 1990); Georg Westermayer, *Jacobus Balde, sein Leben und seine Werke*, München 1868 (ND 1998); Eckart Schäfer, *Deutscher Horaz*, Wiesbaden 1976, 109-260; Wolfgang Beitinger, *Die Neuburger Museen in Festesfreude*, Neuburg/D. 1992; Wilfried Stroh, *Baldeana*, München 2004; ders.: „Jacobus Balde in Neuburg“, *Mitteilungen Neuburger Studiengenossenschaft* 2,2010, 10-14; Thorsten Burkard u.a. (Hg.), *Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche*, Regensburg 2006. Neueste Literatur: <http://www.lrz-muenchen.de/~stroh/balde-bib.html> (Balde-Homepage, betreut von Katharina Kagerer).